

Jugend im schönsten Dorf
Österreichs

Roman

GottfriedSchenk
Matterhornstr.71
14129 Berlin
0177-6460196
gottfried.schenk@arcor.de
www.texte-fotografie.de

Zuhause das sind die Eltern,
der Vater, die Mutter, der Schulweg,
das Kino, die Dörfer, das Gestrüpp, die Stadt,
die man sein Leben nicht loswird.
Nie mehr zurück, das verwinden, fliehen
bis man ein eigenes Zuhause hat,
was einen erstickt und auffrißt.

Einar Schleef

Was unterscheidet eine Jugend im schönsten Dorf Österreichs vom Aufwachsen an einem beliebig anderen Ort? Seit seinem Weggang nach Berlin vor mehr als dreißig Jahren hatte Waldemar Schreck die Frage nach seiner Herkunft geflissentlich ausgeblendet, ja versucht, seine Identität als Großstadtbewohner als die einzig gültige anzusehen. Aber mit dem Tod seines Vaters, der vor wenigen Tagen bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war, gab es für ihn kein Entrinnen mehr vor der Wiederbegegnung mit der Vergangenheit.

Die Fahrt von Innsbruck ins Tal war überraschend problemlos verlaufen. Mit dem Gefühl, nie weg gewesen zu sein, war er von der Inntalautobahn abgefahren, hatte die Innbrücke passiert, den Marktflecken am Taleingang durchquert und die kleine Steigung genommen, die ins Talinnere führte. Vorbei an den beiden Höfen beidseits der Straße, deren mächtige Giebel mit den schmucken Dachreitern einen ersten Eindruck von alpenländischer Idylle erahnen ließen. Bald tauchte er mit seinem roten Golf in die Klamm ein, wo ihn die zwei in den Fels gesprengten Tunneldurchfahrten begrüßten, die den Postbus immer zu millimetergenauen Fahrmanövern gezwungen hatten, jetzt aber von einer Brücke umgangen wurden. Schließlich das Aufatmen an der Liftstation, wo sich das Tal öffnete und die Straße alsbald gabelte und linkerhand in einem steilen Anstieg zum Dorf hinaufführte, wo Besucher von der in Stein gemeißelten Inschrift *Willkommen im schönsten Dorf Österreichs* begrüßt wurden. Sein Weg führte weiter taleinwärts.

Das Haus seines Vaters lag auf halber Strecke zum inneren Ortsteil in einem Wäldchen versteckt. Es besaß keine Zufahrt und war nur über einen Fußweg erreichbar, was wie immer hieß, den Wagen auf dem kleinen Garagengrundstück abseits der Straße

abzustellen. *Seinem* Garagengrundstück, das ihm Vater bereits zu Lebzeiten übertragen hatte. Mitsamt dem schmalen, in den Hang hineingebauten Garagenhäuschen, dessen verbeulte Schwingtür an die Fahrzeuge erinnerte, die bei Eisglätte von der Fahrbahn abgekommen und gegen das Tor geschleudert worden waren. Die Zufahrt war von einer mehr als knöcheltiefen Neuschneedecke versperrt und nur mit Schneeketten passierbar. Ihm blieb nichts anderes übrig, als den Abstellplatz mit einem Klappspaten aus Bundeswehrbeständen, den er bei einem Berliner Trödler erworben hatte, freizuschaufeln.

Der Wintereinbruch der letzten Nacht war bereits vom Wetterbericht angekündigt worden, begleitet von der Warnung vor Passstraßensperrungen und Lawinenabgängen. Trotzdem war Waldemar von dem Ausmaß des Schneefalls überrascht, der eine weiße Traumlandschaft ins Tal gezaubert hatte. Das winterliche Ambiente hatte für sein Empfinden etwas Unwirkliches angesichts der frühlingshaften Temperaturen, die noch vor wenigen Tagen geherrscht hatten. Das letzte Aufbäumen des Winters, im Grunde nichts Ungewöhnliches für ein Tal auf tausend Meter Seehöhe. Spätestens wenn der noch über dem Gamshorn versteckte Sonnenball die letzten Wolken vertrieben hätte, wäre der ganze Zauber wieder verschwunden. Früher, ging es ihm in einem Anflug von kindlicher Vorfreude durch den Kopf, hatten sie bei einem solchen überraschenden Wintereinbruch die Schi aus dem Keller geholt und auf der Wiese über dem Haus eine Piste getreten, um ein paar Schwünge über den Hang zu ziehen.

Den Spaten wieder im Kofferraum verstaut, fuhr er im Rückwärtsgang auf die schmale Freifläche. Das leichte Brennen an den Handflächen, untrügliches Vorzeichen für Schwielen und

Blasen, war für Waldemar der nachdrückliche Nachweis seiner fehlenden Tauglichkeit als Bergbewohner. Wie es ihm der Alte gern prophezeit hatte: Du bist a tramhapperter Bruada, a Stubenhocker, ein Grisperl

Er überquerte die Straße, betrat den Steg mit den Geländern aus rohen Lärchenbrettern, der den Bach über einem kleinen Wasserfall überspannte. Nach ein paar Schritten blieb er in der Brückenmitte stehen. Die Dachpfetten und Holzbalkone lugten zwischen den Baumwipfeln hervor. Er versuchte, die Eindrücke zu ordnen, mit dem in Einklang zu bringen, was sich in ihm über die Zeit hinweg gefestigt hatte. Sein letzter Aufenthalt im Haus lag mehr als zehn Jahre zurück, bis auf einige Kurzbesuche hatte er es bei seinen Fahrten in die alte Heimat tunlichst vermieden, hier länger Station zu machen. Der Konflikt zwischen den Eltern, die Hasstiraden des Vaters gegen die untreue Gattin, die ihn verlassen hatte und nun in einer komfortablen Eigentumswohnung in Innsbruck wohnte, während er hier wie ein Ausgestoßener lebte, von dem wenigen Geld, das ihm von seiner Pension geblieben war.

Keine Chance, ihm klarzumachen, dass er daran selbst schuld war. Dass er alles dafür getan hatte, der Frau und den vier Kindern das Leben schwer zu machen. Mit seiner übertriebenen Sparsamkeit, den cholerischen Anfällen, seiner Einsiedelei – ja ganz zu schweigen von den Gerichtsverfahren, die er gegen jede und jeden anstrebte, von denen er sich übervorteilt fühlte. Mehrere Prozesse hatte er allein gegen seine getrennt lebende Ehefrau geführt, um ihr den Unterhalt streitig zu machen, bis er nach einem Scheidungsvergleich, der klar zu seinen Ungunsten ausfiel, aufgeben musste. Seither herrschte Frieden, aber die Wunden waren geblieben.

Er selbst war, was seine Herkunft betraf, unsicher,

schwankte zwischen Selbstmitleid und der Einsicht, in vielerlei Hinsicht doch Glück gehabt zu haben. Als privilegierter Sprössling eines pensionierten Mittelschulprofessors, dem der Weg in eine akademische Laufbahn geebnet wurde, während seine ehemaligen Mitschüler die Dorfschule nicht verlassen hatten und entweder als Jungbauern den väterlichen Hof übernahmen oder auf dem Bau schufteten mussten.

Es war ein Aufwachsen als Sohn eines Zugereisten aus der Bezirkshauptstadt Kufstein. Sein erster Schultag im Herbst 1957 in der hiesigen Volksschule: die freundliche alte Lehrerin mit der Haarkranzfrisur, die ihn vorstellte, die bohrenden Blicke der Mitschüler, die ihn wie ein Wesen von einem anderen Stern anstarrten. Bereits auf dem Schulweg war ihm aufgefallen, wie penetrant ihn die Kinder an den Höfen, die er passieren musste, fixiert hatten. Ihn, den exotischen Fremdling mit der adretten Kleidung, der Unterwäsche trug, ja sogar Schuhe anhatte! Wenn er im Winter mit einem Mantel vorbeikam, riefen sie ihm feixend *Manteigoaß* hinterher. Sein Bedürfnis nach Anpassung war damals so weit gegangen, selbst barfuß zur Schule zu laufen. Eine schmerzhaft Herausforderung angesichts von geschotterten Straßen und steinigen Feldwegen, die erst nachließ, als sich eine Hornhaut gebildet hatte und jeder Schritt nicht mehr von Nadelstichen begleitet wurde.

Ein dumpfes, schleifendes Geräusch brachte seine Aufmerksamkeit wieder zum Gewässer unter ihm zurück. Ein Erlenstamm, bereits ohne Äste und halb entrindet, schoss unter der Brücke hindurch und trieb auf den kleinen Wasserfall am Wehr zu, wo er an einem querliegenden Stein hängenblieb und wie ein Spielball mit der Strömung schaukelte. Die Schneeschmelze hatte bereits eingesetzt und dem Bach eine Kraft

verliehen, die ufernahe Bäume unterspülte und mitriss. Zahlreiche Hochwasser hatten die Brücke zerstört, bis vor wenigen Jahren die Wildbachverbauung die Ufer mit massiven Steinmauern gesichert und eine Wehr errichtet hatte, auf deren Flanken jetzt die Brücke aufgesetzt war. Die Kosten waren im fünfstelligen Bereich gelegen, was Vater in jedem seiner Briefe lauthals zu beklagen wusste, aber es machte auch deutlich, wie viel Geld er über die Jahre zur Seite geschafft hatte.

Das Haus, sein *Hoamatl*, wie Vater es nannte, war zeitlebens sein Ein und Alles gewesen. Dafür war ihm kein Aufwand, keine Ausgabe, keine Anstrengung zu hoch. Bis zuletzt, als er in der Hoffnung, eine neue Gattin ins Haus locken zu können, sogar ein komfortables Badezimmer mit einer Fußbodenheizung einbauen ließ. Doch keine der Haushaltshilfen, die vornehmlich aus Kroatien und der Slowakei angereist gekommen waren, hatten es lange bei ihm ausgehalten, zu launisch, penetrant, sogar übergriffig war er gewesen. Und nun hatte sich Wilhelm Anton Schreck verabschiedet aus einem Leben, das von herben Brüchen und innerer Zerrissenheit geprägt war, sowohl was die politischen Begleitumstände seines Lebenswegs betraf wie auch privat.

Ein Leben, das unzweifelhaft eng mit der Geschichte seines Heimatlandes verflochten war. Beginnend mit der Geburt 1912 im k.u.k.-Großreich, seinen Jugendjahren im bürgerkriegszerrissenen Schrumpfstaat Österreich, dem Anschluss an den großen Nachbarn und der damit einhergehenden Weltkriegsteilnahme, die mit der Rückkehr in die wieder befreite Heimat und der Wiederaufnahme seiner Unterrichtstätigkeit an einem Gymnasium in Innsbruck und später in Kufstein endete. Schließlich die Heirat mit Marie-Luise Hoffmann, einer Kriegsbekanntschaft aus Olmütz im

Sudetenland, die sich in einer abenteuerlichen Flucht vor der drohenden Ausweisung im Zuge der Beneš-Dekrete nach Tirol durchgeschlagen hatte. Wo sie in rascher Folge vier Kindern das Leben schenkte, von denen eines *er* war, als Drittgeborener, der seinen seltsamen Vornamen von einem früh verstorbenen Onkel übernommen hatte.

Von seiner Mutter hatte er die Nachricht von Vaters Unfall zuerst erhalten. Am Karsamstag, als er noch halb verschlafen am Frühstückstisch gesessen hatte und ihn das Klingeln des Telefons aus seiner morgendlichen Versunkenheit herauskatapultiert hatte. Euer Vater, sagte sie, ist von einem Auto angefahren worden. Sie klang betroffen, stockte in ihrer Erzählung. Im Kufsteiner Krankenhaus, da liege er, schwerverletzt. Konnte sie den Mann betrauern, fragte sich Waldemar, der ihr bis zuletzt die Unterhaltszahlungen streitig gemacht hatte und keine Hemmungen kannte, sie mit Hetzschriften zu diffamieren. Auch seine eigene Reaktion war zwiespältig. Einmal der Schock über das tragische Ereignis, und dann doch die Erleichterung, dass mit dem absehbaren Ableben des Störenfrieds endlich familiärer Frieden Einzug halten könnte.

Der Weg zum Haus war seit seinen Kindheitstagen ein unbefestigter Trampelpfad, der sich in zwei Serpentinaugen durch das Fichtenwäldchen hinaufzog, das die Wiesen des Nachbarbauern zum Talgrund hin begrenzte. Sein Verlauf war im Weiß der Schneelandschaft kaum auszumachen, lediglich einige aper gebliebene Stellen und Vertiefungen gaben eine gewisse Orientierung. Vorsichtig setzte er die ersten Schritte in die knöchelhohe, pappige Masse, bemüht, nicht allzu tief einzusinken. Ein alter Instinkt warnte ihn, auf keinen Fall mit den Schuhen *Schnee zu schöpfen*, da dann die Socken und das

Innenfutter im Handumdrehen durchnässt sein würden.

Je weiter er vorankam, desto unwirklicher erschien ihm die Schneelandschaft um ihn herum - fast surreal. Der verschneite Wald, eine abstrakte Grafik, mit einem blendend weißen Hintergrund als Leinwand, auf der sich die schlanken Fichtenstämme wie dunkle Striche abzeichneten. Die perfekte unberührte Idylle, in der keinerlei Anzeichen darauf hindeuteten, dass jemand seit Vaters Ableben im Kufsteiner Spital hier gewesen war. Weder war der Weg geräumt, noch waren irgendwelche Fußspuren zu erkennen. Lediglich die Abdrücke eines Rehs querten den Weg und verschwanden im Wald, wo sich das Geläuf mit den charakteristischen Doppelvertiefungen im Unterholz verlor.

Er machte am Freileitungsmast Halt, der in einer Schneise unterhalb des Grundstücks zwischen den Fichtenstämmen emporragte. An den teergetränkten Doppelstamm gelehnt ließ er den Blick hinunter zur Straße gehen. Das Asphaltband neben dem Bach wirkte wie ein Fremdkörper, eine schmutziggraue Spur durch das unberührte Weiß der umliegenden Wiesen. An dieser Stelle hatte er als Neunjähriger gestanden und dem Treiben der bräunlichen Fluten zugesehen, die sich immer tiefer in den gegenüberliegenden Hang hineingruben und die Straße unpassierbar machten. Der tagelange Regen hatte die Ache so stark anschwellen lassen, dass nicht nur die Brücke mitgerissen wurde, sondern auch das Nachbarhaus auf der anderen Talseite evakuiert werden musste.

Auch das eigene Haus drohte abzurutschen, weil die Fluten den aufgeweichten Hang immer mehr unterspült hatten. Nur eine plötzliche Wetterbesserung hatte die sich anbahnende Katastrophe verhindert. Danach war sein Schulweg über Wochen um mehr als zwanzig Minuten länger gewesen, bis zur

Wiederherstellung der Brücke musste er einen Umweg durch die Wiesen der Nachbarbauern zum nächsten passierbaren Bachübergang machen.

Das Wolkengebirge öffnete sich und ein gleißender Strahl verwandelte die Fichtenwipfel in ein Heer von weißgepuderten Zipfelmützen. Ihr Anblick rief die Schönheit und den Schmerz in ihm wach, den die Winter im Tal mit sich brachten: wenn der Zugang zum Haus von einer meterdicken Schneeschicht versperrt war und freigeschaufelt werden musste, und sich das Leben auf die Beengtheit von Küche und Stube beschränkte, mit all der Ausgeliefertheit an die Mitbewohner und ihren Launen und Übergriffigkeiten, und dann die Zeit des inneren Rückzugs in die Welt seiner Bücher begann, die ihn in die trügerische Zauberwelt des geschriebenen Worts versetzten, aus der ihn erst mit beginnender Pubertät der Schisport mit seinen zweifelhaften Vergnügungen befreite.

Die Wolkendecke schloss sich wieder und mit dem Absinken der Winterlandschaft in ein konturloses Grau-in-Grau verflüchtigte sich auch das Gespenst der klaustrophobischen Enge seiner jungen Jahre wieder. Es lagen jetzt nur noch wenige Meter vor ihm, bis zu der mächtigen Lärche am Zaungatter, deren zerfurchter Stamm offenbar alle Abholzungen überstanden hatte, obwohl Lärchenholz als Rohmaterial für Dachschindeln nach wie vor sehr begehrt war.

Das Zaungatter mit einem schnellen Griff entriegelt, und ein Stück weit in das Grundstücksinere geschoben: Angekommen! Angekommen am Haus, seinem alten Zuhause, dem Haus *Lettenbichl*. Sein vielsagender Name ging noch auf den Vorbesitzer zurück, in Anlehnung an das lehmige Gelände taleinwärts, auf dem außer einigen Erlen und Stauden kaum Baumbestand wuchs. Mehrere Hochwasser hatten bereits an ihm

genagt und das Grundstück absacken lassen, an dem eine Abbruchkante dicht am Haus aufzeigte, wie weit dieser schleichende Erosionsprozess bereits fortgeschritten war.

Davon abgesehen sah alles so aus, wie er es in Erinnerung hatte. Der hölzerne Aufbau ruhte auf einer grau-weiß gestrichenen Kellermauer aus grobem Beton, die darauf aufgesetzten Wände aus gefugten Holzbalken wirkten nur etwas ausgebleichener als früher. Lediglich die ehemals grün lackierten Fenster waren durch sprossenlose Verbundglasmodelle aus Naturholz ersetzt worden, bis auf die beiden gucklochgroßen Dachzimmerfenster, wo er zusammen mit seinem Bruder bis zuletzt geschlafen hatte. An der Hangseite war die Mauer aus groben Feldsteinen in sich zusammengebrochen. Offenbar hatte Vater auf seine alten Tage die Kraft gefehlt, sie wieder aufzurichten.

Ja, der Alte mit seinem Hang zum urigen Landleben. Hatte er die Familie mit der Übersiedlung aus Kufstein nicht in ein anderes Jahrhundert versetzt? Das Haus – eine Bruchbude mit Plumpsklo, ohne fließendes Wasser und ohne jeglichen zeitgemäßen Komfort wie Kühlschrank, Waschmaschine und Badewanne. Jede Besorgung war mit einem Fußweg von mehr als einer halben Stunde verbunden, bis zum Krämerladen oder zur Schule im Dorf. In diese Einöde hatte er die Familie vor mehr als vierzig Jahren verbracht, ohne Rücksicht auf seine Frau, die vier Kinder zu versorgen hatte, deren jüngstes noch im Kleinstkindalter war.

Das Bild seiner Mutter trat ihm vor Augen, wie sie die Wäsche in einem Waschzuber schrubbte, auswring und auf dem Balkon zum Trocknen aufhing, und wie sie als Kinder das Wasser in Eimern von der Quelle herangeschleppt hatten, oder vom nächstgelegenen Bächlein, wenn der Zulauf wieder einmal

ausgetrocknet oder zugefroren war. Eine Zumutung, die seine Mutter viele Jahre ohne zu klagen ertragen hatte, bis sie sich mit der Übersiedlung nach Innsbruck von dem abgeschiedenen Leben und der damit verbundenen Fron befreit hatte.

Was wussten die Gäste, die hier Urlaub machten, von den Entbehrungen eines Lebens in dieser Idylle? Bis zum Bau der Straße vor achtzig Jahren hatten alle Güter über einen Feldweg transportiert werden müssen, entweder mit Fuhrwerken oder von Trägerinnen wie den *Krummgsöllinnen*, die mit der *Buckelgraxen* auf dem Rücken den Fußweg von mehr als zwei Stunden ins Inntal zurücklegten. Davon hatte ihm einmal ein Nachbarbauer erzählt, der die alten Zeiten noch kannte, was ihn in seinen jungen Jahren allerdings wenig interessiert hatte.

Umständlich kramte Waldemar den Schlüsselbund aus seiner Hosentasche und setzte an, den abgegriffenen Messingschaft einzustecken. Aber irgendetwas bremste ihn, wollte nicht, dass er weitermachte. Was würde ihn jetzt gleich erwarten? Das Gespenst des Alten, der hier durch seine Hinterlassenschaften weiterlebte? Erinnerungen, denen er nicht gewachsen sein würde?

Aber die Einsicht siegte, dass zuallererst Formalitäten zu erledigen waren, die keinen Aufschub duldeten. Hildegard, seine ältere Schwester, war als erste nach dem Unfall hier gewesen und hatte das Testament ausfindig gemacht, das in einem Safe im Keller deponiert gewesen war. In dem er, Waldemar, zur Überraschung aller als Alleinerbe bedacht war! Also musste er damit beim zuständigen Bezirksgericht vorstellig werden, um Vaters Letzten Willen anerkennen zu lassen. Und dazu galt es, sämtliche Bankverbindungen aufzuspüren und die darauf angelegten Guthaben zu sichern. Das Vertrauen in seine

Geschwister, die verstreut in Österreich lebten, war durch die langen Jahre seiner Abwesenheit nicht besonders groß, und sicherlich würde es Versuche geben, mehr als das Pflichterbe herauszuschlagen.

Das Schloss klackte, als der Riegel zurücksprang und die Tür freigab. Das Innere der Diele war von dem wenigen Licht, das durch die halb geöffnete Tür einfiel, kaum auszumachen. Zielsicher ertastete er den Schalter neben der Kellertreppe. Doch der Lichtkegel der vergitterten Deckenlampe reichte kaum aus, das Interieur wahrzunehmen. Aus Sparsamkeit hatte Vater immer äußerst lichtschwache Glühbirnen eingesetzt und diese Gewohnheit bis zuletzt beibehalten.

In Vaters Schlafzimmer lag die aufgeschlagene Bettdecke halb am Boden, das Kissen war zerknüllt und zur Seite geschoben, so, als ob er eben aufgestanden wäre. Direkt neben dem Kopfteil der orangefarbene Wecker mit poppig-blauen Doppelglocken, sein Zeiger war auf sechs Uhr gestellt. Vater war immer ein Frühaufsteher gewesen und ertrug es nicht, wenn seine Kinder die Nacht zum Tag machten und bis in den Vormittag hinein schliefen. Ungeduldige Weckrufe waren die Folge, verbunden mit dem Hinweis, welche fleißigen Arbeiter bereits ihr Tageswerk verrichten würden.

An dem dunkel gebeizten Garderobenspiegel lagen neben dem beigen Häkeldeckchen, das noch von Mutter stammen musste, Vaters Arbeitshandschuhe. Dunkelgraue Fäustlinge, die an mehreren Stellen aufgerissen waren. An den Garderobenhaken hinter der Eingangstür sein fleckiger Anorak unter einem ausgebeulten Tirolerhut und einer Wollmütze ohne Bommel. Beiden waren die Spuren einer jahrzehntelangen Benützung anzusehen. Vaters Arbeitskleidung, die den Anschein erweckte,

als würde er jeden Moment zurückkehren, um einen Fichtenstamm auf den Sägebock zu wuchten und das Schnittholz anschließend auf dem Hackklotz zu spalten.

Der Schlingenteppich mit Streifenmuster zwischen Hauseingang und Küchentür wies mehrere Flecken auf, die von verschütteten Suppenresten herrühren mochten. Sauberkeit und Wohnlichkeit hatten Vater nie viel bedeutet, so wie seine Einsiedelei der Grund sein mochte, warum alles leer und kahl aussah. Es fehlten nicht nur die Berge von Jacken und Mänteln von früher und die Schuhparade an der Treppe zur Kellertür, sondern die Einrichtung vermisste auch das Geschick der Mutter, die es mit wenigen Handgriffen verstanden hatte, einen heimeligen Glanz in die Hütte zu zaubern.

Ihn fröstelte trotz seines wattierten Parkers und des mehrfach um den Hals geschlungenen Wollschals. Höchste Zeit, einen der Öfen anzuheizen. Er öffnete die Küchentür und sah sich in dem engen quadratischen Raum um. Links der zweiteilige Küchenschrank mit der Resopalbeschichtung, in der linken Ecke der Küchentisch mit der massiven kunststoffbeschichteten Platte, davor zwei Stühle und wandseitig die Sitzbank mit der eingearbeiteten Polsterung. Hier, wo früher immer das Zentrum des familiären Lebens gewesen war, herrschte jetzt Totentanz.

Es war nicht nur die Kälte, die ihm unter die Haut ging. Zu viel Aufgewühltheit, zu viele Nadelstiche mit jedem Moment des Wiedererkennens. Da war die Milchkanne auf der Anrichte neben dem Spülbecken, dahinter ein abgeschlagener Emailletopf, mit dem Vater seine Speisen gewärmt hatte. Die Kanne war leer, der Topf unbenutzt, also musste er bei seinem Unfalltag mit leerem Magen aus dem Haus gegangen sein. Vielleicht gab ja sein Tagebuch Auskunft, das aufgeschlagen neben dem Trinkbecher mit dem Blütenmuster und einem Teller mit Silberrand auf dem

Küchentisch lag. Der letzte Eintrag, in makelloser Gabelsberger Stenoschrift verfasst, zeigte den 14. April 2001: Aufgestanden um sechs Uhr, Feuer gemacht, bewölkt, Schneefall, minus sieben Grad.

Er blätterte zurück, doch immer wieder nur die gleiche Art von Einträgen: Uhrzeit, Wetter, Temperatur, Schlafdauer, Erledigungen, manches rot markiert. Jedoch kein Hinweis, warum er an dem Morgen so zeitig aufgebrochen war. Im Bericht der Gendarmerie war von halb acht Uhr die Rede, einer Zeit, um die noch keine Geschäfte aufhatten und es auch sonst wenig Anlass für Gänge aus dem Haus gab. Der Unfallort lag an der Einmündung des Zufahrtswegs zum Rofnerhof, dem Bauernhof auf der anderen Talseite, wo Vater seine Milch geholt hatte. Es lag nahe, dass er von dort gekommen war, und beim Einbiegen auf die Straße von dem Auto, das er wegen seiner Schwerhörigkeit wahrscheinlich nicht wahrgenommen hatte, erfasst und zu Boden geschleudert wurde.

Arm- und Rippenbrüche, Schulterluxation, Schädelfraktur. Vor allem die Hirnverletzungen waren so schwerwiegend, dass er, obwohl medizinisch noch am Leben, nicht mehr aus der Bewusstlosigkeit aufgewacht wäre und keine Chance auf Heilung gehabt hätte. Ein Vegetieren als lebender Leichnam drohte, was Waldemar in seltener Eintracht mit seinen Geschwistern dazu veranlasst hatte, dem Ende der künstlichen Beatmung zuzustimmen, zur hörbaren Erleichterung des diensthabenden Arztes, dem sicherlich daran gelegen war, den Platz für andere Patienten freizubekommen, die von den Schipisten und Rodelstrecken der Umgebung eingeliefert wurden.

Die Holzscheite hatten ordentlich Feuer gefangen und sandten einen ersten wohltuenden Wärmestrom in den Raum. Rasch legte

er noch einige Fichtenklötze nach und schloss die schmiedeeiserne Klappe. Der Gang in die restlichen Zimmer und in den Dachboden stand noch bevor.

Zuallererst ging es in die Stube. Der vertäfelte Raum war zu seiner Überraschung wie in alten Zeiten eingerichtet geblieben, wodurch sich ein gewisser Anflug von Wohnlichkeit erhalten hatte. Auf dem quadratischen Holztisch lag die vertraute rotweiß gemusterte Baumwolldecke, auf der Naturholzeckbank lud wie in alten Zeiten eine gepolsterte Sitzunterlage zum Platznehmen ein, und von den Fenstern grüßten die grobgemusterten Vorhänge, die Mutter noch eigenhändig mit der fußpedalbetriebenen Nähmaschine gesäumt hatte.

Die Stube war der Ort, wo in den Schulferien manchmal vergnügliche Familienzusammenkünfte stattgefunden hatten. Dazu wurde der Tisch abgeräumt und in einer Viererrunde tarockiert oder *Kreuzerlschupfen* gespielt. Bei dem althergebrachten Gesellschaftsspiel bekam jeder eine Handvoll alter Münzen und sollte sie mit der flachen Hand von der Tischunterkante in die kreidemarkierte Kreismitte katapultieren. Wer die meisten Treffer gelandet hatte, durfte alle Münzen vom Tisch abräumen. All das waren Momente, in denen Vater wie verwandelt wirkte, heiter und ausgelassen, so, als ob die Dämonen aus ihm gewichen wären.

Jetzt lag nur sein abgetragener Wehrmachersrucksack auf dem Tisch. Warum er ihn hier abgelegt hatte? Normalerweise schulterte er dieses Relikt seiner Weltkriegsjahre bei jedem Gang außer Haus, selbst wenn nur eine kleine Besorgung zu erledigen war. Dass er morgens zum Roferhof hinüber gegangen war, schien die plausibelste Erklärung. Manchmal erledigte er dort auch Telefonanrufe, aus Sparsamkeit hatte er den eigenen Anschluss gleich nach Mutters Auszug abgemeldet.

Sein Geiz hatte ihn allerdings nicht davon abgehalten, den alten Sägespäneofen durch einen mit Schamottsteinen ausgekleideten Kachelofen zu ersetzen. Wahrscheinlich eine der Maßnahmen, eine neue Gattin ins Haus zu locken, die jedoch nicht den erwünschten Erfolg gebracht hatten. Während er den Brennraum füllte, gingen seine Gedanken zurück in die Zeit, als er mit dem Handwagen das Sägemehl vom nahegelegenen Sägewerk geholt hatte. Kein einfaches Unterfangen, das Gefährt mit seiner kiloschweren Last über den steilen Trampelpfad zum Haus hoch zu bugsieren, immer von der Gefahr begleitet, an einer Wurzel hängen zu bleiben oder an einer unwegsamen Stelle umzukippen. Die Sägespäne wurden in einem speziellen Raum im Keller gelagert, wo der zylinderförmige Einsatz zum Anfeuern gestopft wurde. Das Rundholz, um das herum die Füllung eingebracht wurde, stand noch in einer Ecke, so, als ob es gestern dort abgelegt worden wäre. Das alles war nicht unbedingt ein Anlass zu nostalgischen Reminiszenzen, aber doch Teil seiner unlöschbaren Erinnerung.

Die Stiegenbretter knackten unter seinen Füßen, mit jedem Schritt nach oben verfestigte sich sein Gefühl, in eine Parallelwelt zu gelangen. *Raumschiff Enterprise*, daran dachte er, Captain Kirk und Commander Spock, die mit ihrem Raumschiff die Galaxien des Alls durchquerten, ohne Bindung an Raum und Zeit. Mit Mr. Spock, dessen Spitzohren für sein Empfinden etwas Wölfisches ausstrahlten, hatte er sich damals verbunden gefühlt, wegen seiner halb menschlichen Abstammung, die ihn zum Außenseiter innerhalb der Raumschiffbesatzung machte. Und hatte er hier im Tal nicht wie auf einem fremden Planeten gelebt, abgesondert von seinen Bewohnern und ihren antiquierten Sitten und Gebräuchen?

Die drei Räume im ersten Stock, die früher als Schlafzimmer gedient hatten, zeigten keinerlei Anzeichen von Benutzung. Die Betten standen zwar noch an alter Stelle, die Matratzen und Bettdecken waren aber nicht überzogen, und auch die Kleiderschränke, deren Türen zum Teil offenstanden, waren komplett leer. Ähnlich der Anblick ganz oben in der Dachkammer, seinem letzten Zuhause hier im *Hoamatl*. Wie oft war er spätnachts nach dem Besuch in seinem Lieblingsgasthaus oder der Dorfdisko hier hinaufgeschlichen, akribisch bemüht, seine Mutter und Geschwister, aber vor allem Vater nicht zu wecken, da dieser zeitlebens an Schlafstörungen litt. Aber das Knarren der Holztreppe ließ sich kaum vermeiden, und nicht selten empfingen ihn am nächsten Morgen Vorhaltungen oder zumindest vorwurfsvolle Blicke. Da die oberen Räume keine Heizmöglichkeiten besaßen, war er immer so schnell wie möglich unter die Bettdecke geschlüpft, die Vorstellung, erneut wie in früheren Zeiten bei Minusgraden hier nächtigen zu müssen, ließ ihn auch jetzt schauern.

Hier hatte er gelegen, als mit der beginnenden Pubertät sein Schwanz ein Eigenleben entwickelte, morgens beim Aufwachen hart in seiner Hand lag und nach Verwendung drängte. Mit noch unklaren Vorstellungen über das Einssein mit einem anderen Körper, das in seinen Phantasien etwas Erlösendes annahm. Diese romantisierende Einstellung zur körperlichen Liebe war ihm bis in seine Erwachsenenjahre erhalten geblieben, mehr Bürde als Gewinn, wie er sich eingestehen musste, da sein idealistisches Verlangen nach absoluter Gleichheit niemals wirklich aufging, während die anderen von ihren Eroberungen prahlten, die sie flachgelegt und vernascht hätten.

In einem der Einbauschränke, die seitlich in die Dachschräge eingebaut waren, wurde er zu seiner Überraschung

fündig. In dem Fach, wo früher seine Hemden und Unterwäsche gestapelt gewesen waren, fand sich eine Dokumentenmappe mit den Zeugnissen und Heimberichten seiner Internatszeit. Das Maturazeugnis der Höheren Technischen Bundeslehr- und Versuchsanstalt Innsbruck, abgekürzt HTL genannt, deren Höhere Abteilung für Elektrotechnik er fünf Jahre besucht hatte, war bei seiner endgültigen Abreise nach Berlin mitgekommen, um sie zur Immatrikulation an der Technischen Universität vorzulegen. Die restlichen Dokumente seiner schulischen Laufbahn waren ihm jedoch nicht wichtig genug erschienen und hiergeblieben.

Sie hatten Vaters rachebedingte Räumungsaktionen aus der Zeit ihres Zerwürfnisses überstanden. Viele der Sachen und Erinnerungsstücke, die zurückgeblieben waren, hatte er zur Müllsammelstelle gebracht, dies zuvor zwar großspurig brieflich angekündigt, was Waldemar damals jedoch nicht ernst genommen hatte. Umso ernüchternder jetzt der Anblick seiner Untat, den ausgeräumten Fächern und der komplett leeren Kleiderstange. Neben der Dokumentenmappe entdeckte er nur eine unscheinbare Kladder mit der Aufschrift *Poesiealbum*: Sein erstes Tagebuch, das er bis zum Weggang in die neue Heimat gelegentlich geführt hatte. Noch aufschlussreicher das daneben liegende graue Schulheft mit der Aufschrift Gesundheitsbuch. *Sein* Gesundheitsbuch, in dem Vater in Kurrent, Steno und lateinischer Schrift all seine Krankheiten, Untersuchungen und Impfungen festgehalten hatte.

Darin auch ein eigener Eintrag Waldemars, in dem er mit der kindlichen Schrift eines Zehnjährigen sein Einverständnis zum Wechsel in das Saalfeldener Internat erklärt. Einer Institution, die den bezeichnenden Namen *Bundeserziehungsanstalt für Knaben* trug und inzwischen in ein

Sportgymnasium umgewandelt worden war, in dem die österreichische Wintersportelite ausgebildet wurde. Beides nahm er mit nach unten in die Stube. In der Wärme des Kachelofens würde sich der Inhalt vielleicht besser ertragen lassen.

Das also war mein neues Zuhause. Ich sah mich neugierig in dem nüchternen Raum um, in den mich mein Vater und der zuständige Erzieher geführt hatten. Fünf Betten mit Eisengestell, daneben jeweils ein Nachtkästchen mit Klappe und Schublade, an der gangseitigen Wand Einbauschränke. Hier sollte ich mich wohnlich einrichten, die mitgebrachte Wäsche in dem mir zugewiesenen Fach stapeln. Das hieß, wie mir erklärt wurde, vor allem die Hemden und Unterleibchen exakt auf Stoß zu bringen. Ansonsten gab es nichts weiter zu tun als auf meine neuen Mitbewohner zu warten. Die jedoch nicht meine Mitschüler sein würden, denn aus Platzmangel hatte man die letzten im Alphabet, zu denen eben auch mein Name gehörte, einer Betreuungsgruppe, der sogenannten *Familie*, mit Schülern der nächsthöheren Schulstufe zugeordnet.

Die neuen Schulkameraden, deren offizielle Bezeichnung *Zöglinge* lautete, trudelten nach und nach ein. Viele von ihnen wurden mit dem Auto gebracht und von Eltern begleitet, die dem Anlass gemäß gekleidet waren. Die Väter im feinen Anzug, die Mütter

modisch schick im Kostüm mit Staubmantel und Hut. Keiner kam daher wie mein Vater, der seine Tiroler Verbundenheit mit Lederhose, Trachtenjanker und weißen Stutzen zum Ausdruck brachte. Und natürlich auch kein Auto besaß, ja nicht einmal einen Führerschein hatte. Sein Credo waren Fußmärsche zur körperlichen Ertüchtigung, deren letzter vom Bahnhof Saalfelden zu den Internatsgebäuden am Fuße des Steinernen Meer geführt hatte, nach einer nicht enden wollenden Zugfahrt mit dem Personenzug über Wörgl, wo wir umsteigen mussten, und dem Grießenpass, auf dem es einen längeren Aufenthalt im Bahnhof Hochfilzen gegeben hatte. Die Route vom Bahnhof Saalfelden über einen Park entlang eines Flusses namens Urslau und der Lofener Bundesstraße zur Lichtenbergstraße 13, meiner neuen Anschrift, würde ich mir gut merken müssen, denn in zwei Wochen gab es den ersten Ausgang mit Heimfahrt, die ich dann ganz alleine zu bewältigen hätte.

Doch davor musste ich mich hier erst einmal eingewöhnen. Was mir angesichts der vielen Eindrücke und der Fremdheit der neuen Umgebung nicht leichtfiel. Mein Zuhause war das Reich der *Mama*, die mit ihrer Wärme und Fürsorge einen Schutzwall gegen alles, was draußen passierte, zu errichten vermochte. Ohne sie würde ich mich hier nackt und

schutzlos fühlen müssen. Ein Schutzwall, der allerdings gegen den Feind von innen immer wieder brüchig wurde. Die Zustände des Vaters, wie Mama seine Nervenkrisen und cholerischen Anfälle nannte, waren zwar seit seiner Frühpensionierung seltener geworden, legten aber weiter einen Schatten über das Familienleben. In dem ein falsches Wort, eine Stichelei oder das unbotmäßige Verhalten eines der Kinder schnell zu einem Schlagabtausch auswuchs, der regelmäßig mit dem Rückzug der tränenüberströmten Mama in ihr Schlafzimmer endete.

Während ich das Ankommen und Abschiednehmen unten im Hof beobachtete und einem Buben zusah, der liebevoll von seinen Eltern umarmt wurde, kam mir der Vorfall wieder in den Sinn, der sich kurz vor der Fahrt ins Internat ereignet hatte. Ohne über die Konsequenzen nachzudenken, war ich nach einem Einkauf der Versuchung erlegen, der Mama zuzuflüstern, Vater hätte sie im örtlichen Krämerladen wegen einiger Rechtschreibfehler auf ihrem Einkaufszettel als *plemplem* bezeichnet. Ohne jedoch dabei zu betonen, dass er das im Flüsterton, also unhörbar für die Umstehenden, gesagt hatte. Worauf Mama außer sich geraten war, Vater beschimpfte, er würde sie vor allen Leuten bloßstellen, schließlich das Haus mit den

Worten verlassen hatte, nicht mehr wiederzukommen. Voller Schuldgefühle war ich danach in mein Zimmer geflüchtet, um Ablenkung in den Abenteuer Geschichten von Tom Sawyer und Huckleberry Finn zu suchen, meiner heißgeliebten Lektüre, die mich im Handumdrehen in eine andere und schönere Welt zu versetzen vermochte.

Mama war zwar bald wiedergekommen, jedoch hatte ich es damals nicht fertiggebracht, sie über den wahren Ablauf im Krämerladen aufzuklären. Angesichts des Mitschülers, der hingebungsvoll seinen Eltern hinterherwinkte, als ihr beigefarbener Käfer begleitet von Kuschhänden aus dem Beifahrerfenster vom Hof rollte, wurden mir die Unterschiede zu den anderen schmerzhaft bewusst. Vater hatte mich mit ein paar aufmunternden, aber auch ermahnenden Worten verabschiedet, jedoch ohne ein Gefühl des Verstehens für meine Lage. Ich sollte mich hier in einer der besten Schulen Österreichs gut einleben, das Internat würde mich für den Lebenskampf abhärten und stark machen. Lebenskampf und Nervenstärke waren seine Lieblingsbegriffe, die er gerne anführte, wenn es um die Zukunft seiner Kinder ging. Der Käfer verschwand, der Mitschüler kehrte gemächlichen Schritts ins Haus zurück, und mich überkam eine Traurigkeit, die ich mit dem Wissen

auszublenden versuchte, am Beginn einer neuen Lebensphase zu stehen.

Noch war ich in meinem Zimmer allein, also sah ich mich weiter in dem Gebäude um. Das schmucklose Stiegenhaus mit der steinernen Treppe, von dem in den beiden Stockwerken die Gänge zu den anderen Schlafräumen, dem Aufenthaltsraum und dem Dienstzimmer des Familienerziehers abzweigten, hatte ich bereits ausgekundschaftet. Also ging ich daran, die klinisch sauberen Stiegenreihen zum Zeitvertreib zu einer Rutschbahn umzufunktionieren. Auf dem Hosenboden mit ausgestreckten Beinen wie auf der Rutsche eines Kinderspielplatzes. Die Rutschpartien brachten mich vom Dachgeschoss bis in den Keller, wo ich in einem großen, schlecht beleuchteten Raum landete, auf dessen Decke Wasserrohre verliefen, aus denen in regelmäßigen Abständen Duschköpfe wie auf den Kopf gestellte Fliegenpilze aus angerostetem Stahl herausragten. Ich musste unwillkürlich an die Bilder von den als Duschräume getarnten Tötungszellen von Konzentrationslagern denken, die in all ihrer Schaurigkeit in einer der englischen Magazine abgebildet waren, die auf Vaters Schreibtisch herumlagen.

Die Vorstellung, dass hier statt des Wassers Gas eingeleitet werden könnte, das

zum qualvollen Ersticken der Insassen führen würde, jagte mir einen gehörigen Schrecken ein. Aber meine Horrorfantasien verloren sich mit dem Wissen wieder, dass ich mich in einem ehemaligen Quartier der amerikanischen Besatzungsmacht befand, das unterhalb der Burg Lichtenberg am Fuße des Steinernen Meers lag. Wie mir Vater erklärt hatte, war das Quartier, ein Gebäudeensemble mit vier langgestreckten Zeilenbauten, 1955 im Zuge des Staatsvertrags vom österreichischen Staat übernommen und zu einem Internat umfunktioniert worden. Zu einer Bildungsstätte für begabte Buben aus allen Bevölkerungsschichten, die dem Land und seinen Institutionen den geeigneten Nachwuchs liefern sollten. Entsprechend streng war das Reglement: militärisch organisierter Tagesablauf mit Morgenandacht, fünf bis sechs Unterrichtsstunden und anschließenden Studierzeiten unter Aufsicht eines Erziehers. Sitzenbleiben war verboten, wer das Schuljahr mit einem Nichtgenügend abschloss, musste das Internat verlassen.

Letzteres schreckte mich allerdings nicht besonders, denn in der Volksschule war ich immer Klassenbesten gewesen und hatte die Aufnahmeprüfung, die in einem Innsbrucker Gymnasium stattfand, problemlos gemeistert. Knüppelhart traf mich dagegen die Regelung, dass Fußballspielen verboten

war. Wegen der proletarischen Tradition der Sportart, die dem akademischen Anspruch der Institution nicht genügen würde. Dabei gab es ganz in der Nähe ein wunderschönes Stadion, die Heimstätte des ESV Saalfelden, einem aus der Arbeiterbewegung hervorgegangenen Fußballklub, der in der hiesigen Landesliga kickte. Zuhause hatte ich meine Fußballkünste lediglich auf den holprigen Wiesen der Nachbarbauern praktizieren können, nicht selten von diesen unter Beschimpfungen und Drohungen vertrieben, und hätte mir nichts sehnlicher gewünscht, als endlich auf einem richtigen Fußballplatz dem Ball nachjagen zu können.

Mein erklärter Lieblingsverein war Austria Wien, im Volksmund wegen des violetten Trikots *Veilchen* genannt. Die Mannschaft um den Stürmerstar Horst Nemeč hatte in der abgelaufenen Meisterschaft den Titel geholt und war dabei, mit Erfolgen im Landesmeistercup auch international mitzumischen. Die Spieler und ihre Siege kannte ich allerdings nur aus Zeitungsmeldungen und von den Radioreportagen des in der Fangemeinde kultisch verehrten Ing. Edi Finger, denn zuhause gab es keinen Fernseher und in dem abgeschiedenen Tal auch nur einen schlechten Radioempfang, der mich zwang, die Sportübertragungen mit an den Lautsprecher

des betagten Eumig-Empfängers gepressten Ohren mitzuverfolgen. In der Bibliothek des Internats sollte zwar ein Fernseher stehen, aber der würde nur zu ganz speziellen Anlässen eingeschaltet werden, vornehmlich, wenn staatstragende Reden übertragen würden oder Karajan bei den Salzburger Festspielen dirigierte.

Das und vieles mehr hatte ich bereits von den anderen Heiminsassen erfahren, die inzwischen vollständig eingetrudelt waren und die Etage bevölkerten. In meinem Zimmer logierten überwiegend Zweitklässler, die einen Kopf größer waren als ich und einen Neuling wie mich mit der herablassenden Art der Alteingesessenen behandelten. Einzig Horst war aus meiner Klasse, ein blonder Schlaks aus Bischofshofen, der zu meinem Leidwesen zwar Anhänger von Rapid Wien war, aber ebenso leidenschaftlich gerne Fußball spielte wie ich. Mein Instinkt signalisierte mir, in ihm einen Freund finden zu können - einen Freund, der mit seiner beachtlichen Körpergröße vielleicht sogar das Zeug zu einem Beschützer hätte.

Am späten Nachmittag wurden wir alle zusammengetrommelt und in den Aufenthaltsraum geführt. Der Familienerzieher, ein korpulenter Anfangdreißiger mit schwammigen

Gesichtszügen, hieß alle willkommen und erklärte die Regeln des Zusammenlebens. Um sechs Uhr gäbe es den Weckruf, nach der Körperpflege und dem Bettenmachen ginge es zum Frühstück und danach wäre Unterrichtsbeginn. Und zwar bereits morgen, ich und Horst in unserer ersten Klasse im tiefer gelegenen Einserhaus, während die Zweitklässler hier im Dreierhaus bleiben könnten. Nach dem Mittagstisch käme eine kurze Freizeit mit Spaziergängen über die umliegenden Wiesen- und Waldwege, bevor wir uns alle im Aufenthaltsraum zur Studierzeit einzufinden hätten. Abendessen um sechs Uhr, danach Nachtruhe um neun. Ein Erzieher würde diese bei nächtlichen Streifengängen streng kontrollieren. Besonders hervorgehoben wurde, dass das Mitbringen und Vorhalten von Süßigkeiten und Lebensmitteln aller Art verboten war. Also musste ich die beiden belegten Brote und das große Stück Gugelhupf, die von Mamas Proviant übriggeblieben waren, schleunigst vor einer möglichen Kontrolle verzehren. Gleich nach dem Abendessen, zu dem wir nach dem Ende der Einführungsrede in das weiter oben am Hang gelegene Wirtschaftsgebäude aufbrachen, wo sich der Speisesaal und die Krankenstation befanden.

Im Kachelofen, der eine passable Temperatur erreicht hatte,

knisterte und knackte es. Wahrscheinlich die Ausdehnung der Schamottsteine, kein Wunder dachte Waldemar, nach der langen Zeit der Nichtbenutzung. Vater hatte die Stube nur beheizt, wenn Gäste im Haus waren und sich aus Sparsamkeit mit dem Küchenherd begnügt.

Er wiegte das abgegriffene Gesundheitsbuch in den Händen, las noch einmal seine Eintragungen. Jetzt begann er zu begreifen, was der Wechsel ins Internat für ihn bedeutet hatte: Das allzu frühe Ende eines Lebensabschnitts, der im allgemeinen Sprachgebrauch Kindheit genannt wird, in der eisigen Atmosphäre der Anstalt jedoch seine Bedeutung verloren hatte.

Für einen kurzen Moment sah er sich wieder im Halbdunkel des Saalfeldener Toilettenraums sitzen, zusammengekauert und wie ausgelöscht, überwältigt von Schmerz und Verlorenheitsgefühlen. Nach einer Auseinandersetzung mit seinen Zimmergenossen, die ihn wegen einer Lappalie verprügelt und sein Buch mit obszönen Zeichnungen beschmiert hatten, war er zum diensthabenden Erzieher geflüchtet und hatte ihm sein Leid geklagt. War von diesem jedoch angeherrscht worden, nicht herumzuflennen, sondern sich zusammenzureißen. Mit Tränen in den Augen hatte er sich in das Kabuff zurückgezogen, dem einzigen Ort, der ihm Unsichtbarkeit und Abstand von seinen Peinigern bot. Aus der Ferne klang das leise Klackern der Räder eines vorbeifahrenden Zugs zu ihm herein, sehnsüchtig folgte er dem Singsang, der gleichbedeutend war mit Befreiung und Heimkehr: Seinem Entkommen aus der Hölle des Internats.

Ein Lebensabschnitt, aus den ihn erst der von ihm mit Nachdruck verfolgte Wechsel an die HTL Innsbruck befreit hatte. Sehr zum Wohlwollen des Vaters, der ein Weitermachen an einem anderen Gymnasium strikt abgelehnt hatte. Durch sein

eigenes Scheitern als Mittelschulprofessor war er geisteswissenschaftlichen Berufen gegenüber zutiefst misstrauisch, wogegen er eine technische Ausbildung befürwortete. Der Abschluss als Elektroingenieur versprach Bodenständigkeit und praktische Orientierung, ganz im Gegensatz zur Kopflastigkeit von Geistesarbeitern, die er gerne als *studierte Trotteln* bezeichnete.

Die Neuorientierung stand jedoch ganz im Gegensatz zu seinen eigentlichen Begabungen. Klassenbesten in den Fächern Geschichte und Geographie, erklärter Lieblingsschüler des Professors, der ihm immer ungeprüft ein Sehr Gut ins Zeugnis eintrug, wegen fleißiger Mitarbeit und gutem Hintergrundwissen. Eine der wenigen Lichtblicke seiner vier Jahre währenden Internatszeit.

Dagegen mittelmäßige bis schlechte Benotungen in Physik und Mathematik. Das würde er, so sein Vorsatz, mit Fleiß und Hingabe wettzumachen versuchen. Und hatte er nicht ein Sehr Gut in Mathematik geschafft, ja sogar ein Vorzugsschülerzeugnis im ersten Schuljahr? Das war nicht nur seiner Willensstärke zuzuschreiben gewesen, sondern auch dem Aufblühen nach dem Schulwechsel. Sein Quartier im Schüler- und Lehrlingsheim in der Innsbrucker Anichstraße - eine Erlösung im Vergleich zum Gefängnisleben im Internat. Endlich Bewegungsfreiheit, Bummeln auf der Maria-Theresia-Straße, Kaffeehausbesuche mit Mädchenbekanntschaften, neue Kontakte und Freundschaften. Dann der Einzug in ein Privatquartier mit seinem Schulfreund Korbinian, die Gründung ihrer Band *The Skybeats*, die ersten Auftritte vor einer kleinen Fangemeinde, der Preis bei einem Bandwettbewerb.

All das konnte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass damit der Einstieg in eine berufliche Laufbahn verbunden war,

die seinen Dispositionen und Träumen entgegenstand. Ein hoher Preis für die Befreiung aus dem Internat mit seinem Drill, seinen Verboten und den Ausschlusstribunalen des Direktors, der ihm im Rückblick immer noch nicht zu hoch erschien.

Mit Schauern musste er an eine Veranstaltung denken, die in seinem letzten Internatsjahr stattgefunden hatte. Als drei Mitschüler bei einem regelrechten Schauprozess, veranstaltet vom Direktor und seinem Erziehungsleiter, vor den im Speisesaal versammelten Heiminsassen des sittlichen Fehlverhaltens bezichtigt worden waren, mit dem Urteil des sofortigen Schulverweises. Ihr Vergehen war nicht näher benannt worden, erst von einem Klassenkameraden hatte er erfahren, dass sie beim gemeinschaftlichen Masturbieren erwischt worden waren. Die haben sich halt deppert angestellt, wenn man schon ein *Gemeinschaftswixerl* macht, dann halt so, dass einem kein Erzieher dazwischenfunken kann.

Wie wäre wohl sein Lebensweg ohne diesen Schulwechsel verlaufen? Wenn er an einer allgemeinbildenden Schule geblieben wäre und ein Studium der Geschichtswissenschaften aufgenommen hätte, so wie es seinen Veranlagungen entsprach. Er, der die Studienbücher seines Großvaters, schwere ledergebundene Wälzer mit einem Abriss der Geschichte von der Steinzeit bis in die Gegenwart des späten neunzehnten Jahrhunderts, regelrecht verschlungen hatte. Und aufgrund seiner Einserzeugnisse und seiner Belesenheit als hochbegabt galt.

So manche Phantasien und Spinnereien von früher gingen ihm wieder durch den Kopf. Als er einmal versucht hatte, aus Permanentmagneten, die von einem ausgeschlachteten Röhrenfernseher stammten, ein Perpetuum Mobile zu basteln. Natürlich vergeblich. Oder dass ihm angesichts der um den

Atomkern kreisenden Elektronen die Vorstellung umtrieb, jedes Atom könnte ein neues Universum beherbergen, analog zum Sonnensystem mit seinen in den Umlaufbahnen rotierenden Planeten. Dass also dort in unvorstellbar kleiner Größe ebenfalls Leben herrschen könnte, und dass die Spaltung eines Atomkerns nichts anderes bedeutete, dieses Universum zu zerstören. Was in der Konsequenz zur Vernichtung des von den Verursachern bewohnten Planeten Erde führen würde.

Absurditäten, die er nicht wagte, jemandem zu offenbaren. Zu weit hergeholt, ja verrückt waren ihm diese Gedanken erschienen.

Spätestens im Berufsleben waren ihm ohnehin seine Grenzen aufgezeigt worden, gegenüber den Kollegen und Kolleginnen, die mit ihrem Fachwissen brillierten, während ihm dieser technisch-naturwissenschaftliche Kauderwelsch aus tiefstem Herzen zuwider war und ihm Maxwellgleichungen, Finite Elemente Methoden und Mehrfachintegrale die Gehirnwindungen verknoteten. Seine Veranlagung war die eines Freigeists und Träumers, der lieber seine Gedanken treiben ließ und spontanen Intuitionen folgte anstatt die strenge Ratio eines Naturwissenschaftlers zu pflegen.

Nein, er war nicht hochbegabt. Vielmehr ein mittelmäßig veranlagter und wenig erfolgreicher Ingenieur und Wissenschaftler, der froh sein konnte, bei einer staatlichen Institution eine feste Anstellung mit Pensionsberechtigung gefunden zu haben.